

Karin Flaake

Helga Krüger-Kirn, 2024: *Mütterlichkeit braucht kein Geschlecht. Fürsorge als gesamtgesellschaftliche Herausforderung*. Gießen: Psychosozial-Verlag. 332 Seiten. 36,90 Euro

Helga Krüger-Kirn erweitert die Debatte um „Care“ – die gesellschaftliche Organisation von Fürsorgetätigkeiten – um eine wichtige Dimension: die Reorganisation von entsprechenden Tätigkeiten in der Familie. Die Psychoanalytikerin plädiert überzeugend für einen Paradigmenwechsel: „Mütterlichkeit“ im Sinne familialer Care-Arbeiten zu lösen aus geschlechtsbezogenen Zuweisungen an als weiblich definierte Personen und als geschlechtsunabhängige Tätigkeit zu fassen, die alle Geschlechter gleichermaßen betrifft. Prägnant und empirisch fundiert wird eine Perspektive erarbeitet, die „Mütterlichkeit“ als „Ethik der Fürsorge“ (S. 11) fasst und eine geschlechtergerechte Organisation familialen Zusammenlebens ermöglichen kann.

In einem einleitenden Kapitel (Kap. 1) wird als Ziel der Analysen formuliert,

„das Konzept der Mütterlichkeit von Weiblichkeit zu lösen, [...] Mütterlichkeit als geschlechtliche und kulturelle Denkfigur einer geschlechterkritischen und kulturkritischen Analyse zu unterziehen, um Mütterlichkeit jenseits einer geschlechtsspezifischen Fixierung als Konzept der menschlichen Fürsorge gesellschaftlich anzuerkennen und strukturell zu verankern.“ (S. 17)

Eingebettet sind diese Analysen in eine differenzierte Rekonstruktion elterlicher Leitbilder und Konzepte von Mütterlichkeit ab dem 18. Jahrhundert bis heute (Kap. 2), die deutlich macht, dass sich trotz aller Veränderungen normative Mutter- und Weiblichkeitsbilder erhalten haben, für die das „Konstrukt der ‚guten Mutter‘ [als] Orientierungs- und Bewertungsrahmen“ (S. 62) fungiert. Die Frauen unterdrückenden Qualitäten solcher Konzepte sind wesentliches Thema der anschließend dargestellten feministischen Mutterschaftskonzepte (Kap. 3). Die Autorin vermisst in diesen Analysen, dass „körperbezogene Erfahrungen rund um Mutterschaft“ (S. 69) nicht berücksichtigt werden und damit nicht unterschieden wird zwischen Mutterschaft als körperbasierter Erfahrung und Mutterschaft als Institution, als mütterliche Praxis. Diese Unterscheidung ist für die Autorin wichtig, um ihr zentrales Thema, die Trennung von Mutterschaft und Mütterlichkeit*, zu begründen – das verwendete Gendersternchen signalisiert die vom Geschlecht abgelöste Tätigkeit des Mütterlichen. Unterschiedliche Facetten der körperlichen Erfahrung von Mutterschaft stehen im folgenden Kapitel im Zentrum (Kap. 4). Deutlich wird dabei, dass Mutterschaft immer auch ein leibbezogener Prozess ist, dass dieser aber ganz unterschiedlich gestaltet sein kann. Diese unterschiedlichen Gestaltungsmöglichkeiten werden sehr anschaulich und differenziert beschrieben.

Mutterschaft als leibbezogener Erfahrung wird im Folgenden die gesellschaftliche Organisation von Elternschaft gegenübergestellt, in der das Konstrukt der Bedeutung der leiblichen Mutter für ihr Kind und der Mutterliebe immer wieder zu Ungleichgewichten in den Geschlechterbeziehungen führt, zu „Schieflagen in der Gestaltung des Familienlebens“ (Kap. 5) zulasten der Frauen. Die Autorin stützt sich in diesen Analy-

sen auf eigene empirische Studien: auf die Untersuchung medialer Mutterschaftskonzepte auf der Grundlage von drei ausgewählten Elternzeitschriften, auf themenzentrierte Interviews mit Müttern von Säuglingen und Kindern bis zu drei Jahren und auf Auswertungen des Onlineforums NetMoms. Die Ergebnisse zeigen, dass traditionelle Konzepte von Mütterlichkeit und elterlicher Arbeitsteilung weiterhin eine große Rolle spielen. Obwohl die Idee der mütterlichen Selbstbestimmung betont wird, sind die Diskussionen in den Zeitschriften und auch die Selbstzuschreibungen der interviewten Mütter stark von traditionellen Vorstellungen geprägt. Dabei verdecken neoliberale Konzepte von Selbstverantwortung und Wahlfreiheit die Bedingungen, die für diese Wahlfreiheit notwendig wären. Deutlich wird der große Druck, unter dem Mütter stehen, von der Autorin treffend in der Figur der „Do-it-all-Mother“ gefasst. Eine große Rolle spielt der Kindeswohldiskurs, der die Rolle der Mutter als ‚sicherer Hafen‘ für das Kind und die Bedeutung der Mutter in den ersten Lebensmonaten und -jahren für ihr Kind betont, zugleich aber impliziert, dass Mütter auch berufstätig sein sollen. „Die ‚Do-it-all-Mother‘ [...] [ist] ‚gute Mutter‘ und gleichzeitig finanziell unabhängig und beruflich erfolgreich, [sie] wird als starke Figur gezeichnet, die selbstbestimmt und selbstverantwortlich ihre Mutterschaft lebt“ (S. 202f.). Anschaulich und engagiert beschrieben wird der Preis für die Frauen, die sich an diesen normativen Vorgaben orientieren:

„Durch die Verschiebung der Vereinbarkeitsproblematik allein auf die Mutterposition entstehen Gefühle der Ohnmacht, Wertlosigkeit und des Zorns, die aber nicht nur als Schwäche, sondern als unvereinbar mit dem Idealbild der Do-it-all-Mother und der allumfassenden Mutterliebe erscheinen.“ (S. 203)

Ergänzt wird die bisher dominierende sozialwissenschaftliche Perspektive um die Dimension des Innerpsychischen, insbesondere die der unbewussten Motive, Fantasien, Wünsche und Ängste: Auf der Basis der Auseinandersetzung mit psychoanalytischen, insbesondere feministisch-psychoanalytischen Konzepten zu geschlechtsbezogenen Entwicklungsverläufen wird die innerpsychische Verankerung tradierter Elternschaftskonzepte gezeigt, die deutlich werden lässt, warum in Paarbeziehungen Veränderungen in geschlechtsbezogenen Aufgabenverteilungen so schwierig sind, rühren sie doch an gesellschaftlich nahegelegte, aber lebensgeschichtlich verankerte psychische Balancen.

In abschließenden Kapiteln (Kap. 6, 7, 8) werden Veränderungsperspektiven aufgezeigt: Zwar sind Schwangerschaft, Gebären und Stillen mit spezifischen leibbezogenen Erfahrungen verbunden, die Personen in anderen Situationen nicht machen, diese Erfahrungen können jedoch – so die plausible Argumentation der Autorin – sehr unterschiedlich sein und sie prädestinieren nicht zu Mütterlichkeit, zu einer engen und fürsorglichen Beziehung zum Kind. Die Autorin zeigt auf eindrückliche Weise auf der Basis insbesondere neurobiologischer Untersuchungen, dass Fürsorglichkeit gegenüber Kindern keine hormonell bedingte Fähigkeit und damit an Frauen als Mütter gebunden ist, sondern dass es umgekehrt ist: Die fürsorgliche Praxis beeinflusst die Biologie – die Struktur des Gehirns und hormonelle Gegebenheiten –, Personen aller Geschlechter sind also zu Mütterlichkeit* fähig. Helga Krüger-Kirn ist sich bewusst, dass damit besonders in heterosexuellen Paarbeziehungen große Herausforderungen verbunden sind. Vor diesem Hintergrund plädiert sie dafür, soziale Räume zu schaffen, in denen zukünftige Elternschaftsvorstellungen im Austausch mit anderen Betroffenen reflektiert sowie soziale Netze gegenseitiger Unterstützung aufgebaut werden können. Zugleich wird deutlich, dass gesellschaftliche

Rahmenbedingungen verändert werden müssen: „Es geht also mit Blick auf geschlechtergerechte Mütterlichkeit* um eine kritische Befragung und Veränderung der kapitalistischen Strukturen hin zu einer gerechteren und sozialen Anerkennung der notwendigen familialen und reproduktiven Care-Aufgaben“ (S. 292). Ohne eine solche Veränderung erfordert eine partnerschaftliche Aufteilung von Fürsorgetätigkeiten „eine enorme Arbeit an sich selbst bzw. der Paardynamik“ (S. 272), die als „strukturelle Überforderung“ (S. 272) gesehen werden kann. „Mütterlichkeit* braucht gesellschaftliche Anerkennung und elterliche Kooperationsfähigkeit“ (S. 298) – so die prägnante Schlussfolgerung der Autorin in ihrem überzeugenden Plädoyer für Mütterlichkeit* als geschlechtsübergreifende „Ethik der Fürsorge“ (S. 298).

Die Analysen der Studie sind sehr facetten- und materialreich – als Kehrseite dieser Qualität gerät die die Untersuchungen leitende Argumentationslinie manchmal aus dem Blick. Zusammenfassungen am Ende der Kapitel geben zwar zentrale Argumentationen wieder, einige Themen wie die Bedeutung des als weiblich kodierten Körpers für Mütterlichkeit* werden jedoch in unterschiedlichen Kapiteln (Kap. 3, 4, 6, 7) aus differierenden Perspektiven und mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen verhandelt. Gerade bezogen auf diesen für die Diskussion von Mütterlichkeit* als sozialer Tätigkeit zentralen Aspekt hätte ich mir eine klarere und auf die Fragestellung fokussiertere Diskussion gewünscht – eine eher periphere Kritik an dieser für Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen wichtigen Studie.

Zur Person

Karin Flaake, Prof. (i. R.) Dr., pensionierte Hochschullehrerin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Arbeitsschwerpunkte: psychoanalytisch-sozialpsychologische Geschlechterforschung, insbesondere Geschlecht und Sozialisation, Sozialpsychologie der Geschlechterverhältnisse, Arbeit mit psychoanalytisch-hermeneutischen Methoden der Textinterpretation.

E-Mail: karin.flaaake@t-online.de